

Ruth Pfau

Die Schönheit des Helfens

Ärztin, Nonne, Powerfrau –
ein verrücktes Leben

Mit einem Nachwort
herausgegeben von Rudolf Walter

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Originalausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2018

www.herder.de

Alle Rechte vorbehalten

Diese Ausgabe enthält u. a. Teile folgender Bücher von Ruth Pfau:
Wenn du deine große Liebe triffst. Das Geheimnis meines Lebens,
hrsg. von Rudolf Walter, 1985; Wohin die Liebe führt. Afghanisches
Abenteuer, hrsg. von Rudolf Walter, 1995; Das Herz hat seine Gründe.
Mein Weg, hrsg von Rudolf Walter, 4. Auflage 2003: © alle Verlag Herder.

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-451-38148-5

Inhalt

Worum es geht	9
Aufbruch und Begegnung	11
Mein langer Weg	24
Eine Liebe ist verrückt	44
Mehr als eine Krankheit	60
Meine Jungs, meine Schüler	81
Afghanistan war immer mein Traum	93
Tag der Entscheidung	99
Hoffnungslosigkeit, Wunder, Alltag	106
Die Geschichte mit Sakia	117
Wo Menschen zusammenhalten, wird die Welt ein wenig heil	127
Nach dem Krieg kamen die Flüchtlinge	139
Als Christin unter Muslimen	163
Das Fenster zum Eigentlichen – die Liebe	178
Eine Rückkehr	207
Verantwortung übernehmen	218
Epilog – 2017	224
Anhang: Ruth Pfau im Gespräch	240
Ist Helfen schön?	
Nachwort von Rudolf Walter	252
Bildquellen	256

»Es ist schön, ein hungerndes Kind zu sättigen.«
(Heinrich Böll)

»Helfen heißt: Leben ermöglichen. Aber auch: Dasein für andere, selbst wenn es keine konkreten Lösungen gibt.«
(Ruth Pfau)

»Um zu lieben, muss man die Schönheit des anderen entdeckt haben. Und irgendetwas Schönes, Kostbares ist in jedem Menschen, vielleicht auch nur etwas Tragisches, aber immer etwas, was ich doch lieben kann.«
(Ruth Pfau)

Worum es geht

Plötzlich musste ich wieder an die Care-Pakete der deutschen Nachkriegszeit denken. Mitten in Purali – diesem Dürre- und Hungergebiet im Norden Pakistans, einer Gegend, die ich noch aus der Zeit kenne, als wir Monsunregen hatten. *Care-Pakete* – diese völlig lächerlichen, hilflosen, man könnte fast denken: verletzenden Gesten, weil sie so völlig an der Realität vorbeigingen. Gesten aus einem Land, dessen Menschen sich nur vorstellen konnten, dass die Kinder in Deutschland die Schokolade vermissen, und wir wollten *Brot, schlichtweg Brot* –.

Und trotzdem: welch ein Festtag, wenn wir ein Care-Paket bekamen! Ein *Care-Paket*.

Jetzt in Purali stand ich in der Tür des Lehmverschlags und kämpfte mit den Tränen. Der Bub hatte mir diese Kekspackung, die ich ihm hingehalten hatte, sechs Kekse in leuchtendem Stanniol, aus den Händen gerissen und war in wilder Flucht davongerannt, in seinem verschlissenen Hemd. Ich hatte ihn am Tag vorher noch untersucht, Haut und Knochen –.

Sechs Kekse. Ein Care-Paket.

Diese Sache mit der Kekspackung und dem Buben verfolgt mich bis heute. Er starrte auf das glitzernde Päckchen – eine Mischung aus Schrecken, Unglauben, Gier in den großen dunklen Augen –, dann griff er zu, hastig, erregt. Schloss das Päckchen in seine Arme und rannte davon. Und ließ mich, den Tränen nah, zurück.

Mein Erlebnis mit dem kleinen Jungen in Purali war nur eine winzige Geste. Aber kann – oder sollte man überhaupt etwas *sagen*, nach all dem, was passiert ist, und bei all dem Schrecklichen, das immer noch passiert? Muss man nicht eher da, wo man ist, versuchen, irgendetwas zu *tun*? Irgendetwas, sinnvoll oder nicht. Diese lähmende Hilflosigkeit durchbrechen, irgendein Zeichen, irgendeine Geste setzen – eine unsinnige Geste, aber doch eine Geste? Die zeigt, dass man *da* ist, dass man *mit* den Menschen fühlt und den Frieden *leben* will?

Darum geht es.

Aufbruch und Begegnung

Zusehen ist schwerer

Eigentlich wollte ich nicht nach Pakistan. Der Orden hatte mich gebeten, nach Indien zu gehen. Ich hatte zugestimmt. Das Visum verzögerte sich: 10, 12, ja 18 Monate. Dann ergab sich die Möglichkeit, vielleicht über Pakistan doch das ersehnte Ziel zu erreichen. Gleichzeitig hatte auch Pakistan eine Ärztin angefordert. So flog ich ab.

Dass ich damals überhaupt ins Ausland ging, hing auch mit der Situation in Deutschland zusammen. Das Wirtschaftswunder lag in der Luft, aber es war noch nicht ausgebrochen. Gegen mehr Wohlstand und Normalisierung hätte ich nichts gehabt. Damals gab es aber schon ausführliche Informationen über die Dritte Welt. Ich erfuhr, wie die Ungleichheit wuchs. Der Gedanke, dass es Völker gab, für die die Nachkriegszeit mit ihrem Hunger, mit der Obdachlosigkeit, ihren kalten Nächten nicht schreckliche Durchgangphase war, sondern Dauerzustand, Armut ohne Entrinnen, das entsetzte mich. Ich wollte hin. Und wenn ich es nicht ändern könnte, so wollte ich es wenigstens teilen. Nichts zu tun, das schien mir unerträglich.

Es gibt ein Buch: »Gehenna«. Das habe ich als Kind gelesen. Wer es geschrieben hat, weiß ich nicht. Auch seinen Inhalt habe ich als Zwölfjährige nicht verstanden. Meine Eltern hatten mir die Lektüre verboten. Der Schluss aber ist mir unvergesslich eingepägt. Es ging um ein Gefangenenlager. Einer aus der Wachmannschaft hatte die Qualen der Häftlinge nicht länger ansehen können. Eines Tages war er verschwunden. Monate später wurde sein Kamerad ins Lager komman-

diert, einen Sterbenden abzukarren. Entsetzt erkannte er in dem abgemagerten Skelett seinen Freund. Der sagte ihm, sinngemäß: »Es ist viel schwerer, danebenzustehen und zuzusehen, als dabei zu sein und mitzuleiden.«

Opel oder Käfer?

Ich konnte die Deutschen damals nicht verstehen. Es war die Zeit, als sie glaubten, alles nachholen zu müssen, was sie entbehrt hatten. Die Zeit der Fresswelle, als man in sich hineinstopfte, was es vorher nicht gab. Für Nachholbedürfnis hatte ich Verständnis. Nicht aber für diese Übertreibung. Ein Kind, dem man ein angelutsches Bonbon aus dem Mund nimmt, wird natürlich greinen und versuchen, ein anderes zu bekommen. Aber wenn jemand mehrere gelutscht hat, warum muss er sich dann unbedingt den Magen verderben? Damals herrschte offensichtlich dieses Bedürfnis, sich den Magen zu verderben. Dieser Nachholdrang war mir zu selbstbezogen, zu egoistisch. Zudem verstand ich nicht, welches Vergnügen im Völlegefühl liegen sollte.

Ich erinnere mich. Wir saßen im Ärztekasino, ich hatte gerade meinen Führerschein gemacht. Wir unterhielten uns, welche Kiste wir kaufen würden. Den Käfer? Orangefarben oder taubengrau? Oder doch besser einen Opel? Plötzlich dachte ich: Wenn das der Sinn des Lebens ist. Verdienen. Auto kaufen. Verdienen. Auto wechseln ... Am Abend rief ich meine Provinzialin an: Ich wolle raus. Bald, möglichst sofort. Nach Asien – wo man am Tag von einer Handvoll Reis lebt.

Eine, die auszog, die Armut zu finden

Und so war ich jetzt nach langer, zermürender Wartezeit unterwegs. Auf der Flucht. Vor der Konsumspirale, die

mich langweilte. Vor der Sinnlosigkeit, die mir unerträglich war. Unterwegs nach Pakistan.

Nie werde ich jene erste Ankunft in Karachi vergessen. Ich war vorher noch nie geflogen. Welch ein herrliches und abenteuerliches Gefühl an jenem strahlend blauen Märzorgen, als wir von Paris-Orly abhoben. Mit einem Aufenthalt in Rom, nach einem traumhaften Flug. Ich hätte ihn vor lauter Glückseligkeit beinahe nicht lebend überstanden. Die Lorbeerbäume blühten und die ersten Rosen. Ich schwelgte in Gold und Herrlichkeit und in der strengen Schönheit des antiken Rom.

Dann der endgültige Abschied von Europa. Ich bin weggefahren mit dem Entschluss, nie wiederzukehren, mich völlig zu »indisieren«. Eine, die auszog, die Armut zu finden. Und ich erinnere mich noch an die große Enttäuschung, als man die erste Mahlzeit im Flugzeug servierte: ein üppiges Menü in vielen Gängen. Dann Zwischenlandung in Teheran, nach einem stürmischen Flug, in einer dieser kleinen Maschinen. Es wurde ein Flug nach Frankfurt aufgerufen. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als mitfliegen zu können. Dann zwischen Teheran und Karachi nur Wüste. Stundenlang nur Wüste: eintönig grau, unwirklich und fantastisch. Schattierungen und Formationen wie der Marmor in St. Peter. Manchmal eine Oase. Allerdings anders als die Oasen meiner Kindheitsträume. Ein paar staubige Lehmhütten unter wenigen schäbigen Kokospalmen. Sonst Öde, Einöde, Verlassenheit. Nach stundenlangem, wirklich stundenlangem Wüstenflug dann plötzlich die Ankündigung durch das Bordmikrofon: »In ein paar Minuten werden wir in Karachi landen. Bitte anschnallen. Die Zigaretten löschen.« Unten ein paar Baracken im grauen Wüstensand. Ein paar kahle Hügel, am Horizont das Meer.

Da überfiel es mich in plötzlichem Entsetzen: In welchem Anflug geistiger Umnachtung hatte ich mich freiwillig

in diese verlassene Einöde gemeldet. Es war März damals und sehr heiß in Karachi, als ich im Wintermantel ausstieg. Ich war ziemlich flugkrank und hatte, bis die Messe in unserer Kommunität um 6.00 Uhr war, gut und gerne seit 24 Stunden nichts mehr im Magen. Nicht einmal einen Tee erhielt ich. Man durfte damals ja nichts essen, wenn man zur Kommunion ging. Das Zimmer, das mir zugewiesen wurde, besaß nur eine halbe Wand. Auf der anderen Seite wohnten die Mädchen. Das Radio dröhnte in einer solchen Lautstärke, dass ich mit meinem Koffer auszog. Sicher war ich nicht nur total übermüdet, ich hatte bestimmt auch niedrigen Blutzucker. Ich dachte: So sollte man einen jungen Menschen in einem fremden Land nicht empfangen. Und: Hier bleibe ich nicht.

Der Morgen, der alles entschied

Mein erster Eindruck von der Kommunität war: Morgens wurde unterrichtet. Nachmittags wusch und bügelte man seine Kleider. Es dauerte etwa drei Wochen, bis ich mich auf Englisch verständlich machen konnte. Dann ging ich mit Berenice, einer mexikanischen Mitschwester, die Französisch sprach und Apothekerin war, in die Slums. Mit ihr verstand ich mich sofort. Berenice leitete vormittags einen Kindergarten für die Oberschicht. Davon lebte die Kommunität weitgehend. Nachmittags war sie in diesem Aussätzigencamp. Sie nahm mich eines Morgens mit. Es war der Morgen, der alles entschied, der alles verändert hat. Das Lager in der McLeod Road, in das sie mich nach Wochen zum ersten Mal mitnahm, war eine illegale Ansammlung von Elendshütten. Eines der verrufensten Viertel der Hafencity Karachi. In der Nähe des Hauptbahnhofs, in unmittelbarer Nachbarschaft einer der modernsten und verkehrs-

reichsten Straßen Karachis. Hier vegetierten die Ärmsten der Armen, die aussätzigen Bettler. In Hütten aus alten Pappkartons, Bambusstöcke mit darübergehängten Säcken. Manche aus ein paar verschlissenen Bambusmatten zusammengebaut. Aber auch die hielten den Regen nicht ab. Und dahinter dieses Elend. Dieses klag- und hoffnungslose Elend: gefühllose Glieder, die nachts die Ratten anfraßen. Schmutz und Ungeziefer. Haschisch, Schlägereien. Etwa 150 Leprapatienten lebten hier, in unvorstellbarem Schmutz. Unvorstellbar, wirklich. Selbst unter den Bedingungen von Karachi, wo rund 80 Prozent aller Leute in menschenunwürdigen Verhältnissen leben. Man stelle sich vor: mitten in der Stadt, aber in einer Senke, die sich zur Regenzeit knietief mit den Abwässern der Stadt füllte, sodass sich das Lager in einen stinkenden See verwandelte. Das Wasser musste gekauft und in die Hütten getragen werden.

Heute klingt alles wie eine billige Reportage. Aber damals war das Wirklichkeit. Greif-, riech-, fühl- und hörbare Wirklichkeit.

Wie wenn man seine große Liebe trifft

Hier also war das Marie-Adelaide-Leprosy-Center, 1957 von einer französischen Sozialfürsorgerin gegründet. Sie gehörte unserem Orden an. Daher auch die Benennung nach unserer Ordensgründerin. Aus allen Teilen der Stadt suchten sie hier Hilfe und Behandlung. Und das war das »Dispensary«, der Behandlungsraum: aus alten Holzkisten zusammengenagelt, ohne Elektrizität, ohne Wasser. Nur zwei winzige Fenster. Der Raum vollgestopft mit Patienten, die sich auf den wenigen Quadratmetern drängten. Dann unerträgliche Hitze, Gestank, Lärm. Asien ist ja ein ohrenbetäubend lauter Kontinent. Und Fliegen, überall Fliegen.

Was mich aber damals noch mehr erschüttert hat, das war dieser eine Patient. Nicht älter als ich, noch keine 30: Mohammed Hassan. Er kam aus dem Norden Pakistans, aus den Bergen. Und er kroch, auf Händen und Füßen, in den Bretterschlag. Auf allen vieren, wie ein Hund. Vielleicht hätte mich das noch nicht so aufgebracht. Aber dann dies: Seine Mitpatienten traten gleichmütig zur Seite, keiner regte sich auf. So, als sei das eine Selbstverständlichkeit. Etwas, wogegen sich aufzulehnen keinen Sinn hat: dass ein Mensch so auf Händen und Füßen durch Staub und Schmutz kriechen müsse. Und auch das hätte vielleicht noch nicht den letzten Anstoß gegeben, wenn Mohammed Hassan es selbst nicht so gleichmütig hingenommen hätte. In seiner Stimme lag nur dumpfe Resignation. So, als könne es gar nicht anders sein.

Er hatte auch nur ein, ein einziges Leben zu leben! Ein Leben so wie ich!

Dieses Ja zur Entwürdigung hat mich fast betäubt. Dass diese Menschen dachten, ihr Zustand sei normal. Dass sie sich mit dieser Furchtbarkeit abgefunden hatten, die für mich das Äußerste an menschlicher Degradierung bedeutete. Wenn sie darunter gelitten hätten, hätte ich irgendwo noch einen Zugang gefunden. Wir im Nachkriegsdeutschland hatten wenigstens gesagt: Das kann nicht so weitergehen! Hier sagte keiner: Das kann nicht so weitergehen. Ich habe seltene, seltene Anfälle von Jähzorn, Momente, in denen ich nicht mehr Herr meiner selbst bin. »Das Böse anspringen«, hat der heilige Thomas gesagt. Ich wusste plötzlich: Hier, hier musste es geschehen. Wie? – Gleichgültig. Jetzt! »Berenice«, sagte ich mit unterdrückter Erregung, »Berenice, das kann nicht so weitergehen – etwas – irgendetwas werden wir tun –.« Blitzartig liefen in diesen Minuten die Fäden meines Lebens zusammen. Es war, wie wenn man

seine große Liebe trifft: ein und für allemal. Dies war nun entschieden und galt für immer. Und alles andere war nur das Ergebnis jenes Augenblickes im Bretterverschlag von McLeod Road.

Wie ein Hund auf der Straße

Es gibt keinen Ort der Welt, wo das Elend so zusammengeballt ist wie in diesem Lepraviertel. Ich glaube, jeder – jeder, der dieses Elend gesehen hätte, mit einem medizinischen Staatsexamen so wie ich, jeder hätte das Gleiche getan.

Man kann nicht einfach danebenstehen, wenn Menschen, die wie wir ein Recht auf Würde und Glück haben, wenn Menschen einfach in Dreck und Krankheit verkommen, wie ein Hund auf der Straße. Ich hatte keine andere Wahl. Ich musste mich auf die Seite dieser getretenen und ausgestoßenen Menschen stellen. Vielleicht war es die Erfahrung mit den Juden im Dritten Reich, die in mir dieses leidenschaftliche und schmerzhaftes Verlangen nach Gerechtigkeit geweckt hat. Nichts hätte mich davon abhalten können, ihnen zu helfen. Nicht das Misstrauen der Patienten, nicht der Spott meiner Kollegen. Keine öffentlichen Angriffe, ich täte es aus unlauteren Motiven, ich wollte nur missionieren. Es war keine Entscheidung nötig, und gewiss noch viel weniger ein Tugendakt. Es gab keine andere Möglichkeit.

Operation in der Leichenhalle

Ich erinnere mich noch genau an den ersten meiner Patienten, der starb. Wegen einer Nierenkomplikation bei unbehandelter Lepra. Wir wohnten damals nicht im Camp, wir kamen jeden Tag dorthin. Es war ein riesiges Problem für mich, wie die Gruppe der Kranken reagieren, wie sie diesen

Tod bewältigen würde. Ich hatte aber auch keine Hoffnung, bei unseren Mitteln. Auch bei den beschränkten diagnostischen Möglichkeiten. Wie habe ich geheult, als er starb. Als ich dann aber am Morgen ins Camp kam, sagten alle: »So einen schönen Tod ist noch keiner gestorben.« Meine Reaktion war: Wenn dies schon ein Dienst ist, dass einer einen schönen Tod stirbt, dann lässt sich ja etwas machen.

Ich kam jeden Tag. »Operiert« wurde in der Bretterhütte, auf dem Erdboden kniend. Neben mir ein Patient, der mit dem Bambuswedel die Fliegen aus dem Operationsfeld verjagte. Ich war in den modernen, neu gebauten Krankenhäusern Westdeutschlands »groß geworden«. Und ich hätte nie geglaubt, dass ich an jeder Straßenecke fast die gleiche Arbeit leisten könnte wie in einer gefliesten Poliklinik.

Bald operierten wir dann auch in der Leichenhalle des städtischen Krankenhauses. Nicht einmal eine Garage hätte ich in der Stadt bekommen, wo ich meine Aussätzigen hätte hinbringen können: »Ich würde Ihnen ja gerne helfen. Aber Sie müssen einsehen, ich kann meinen Ruf nicht so aufs Spiel setzen, dass ich anfangs, mich mit Aussätzigen einzulassen.« Das war die Auskunft, die ich immer wieder erhielt. In die Leichenhalle konnten wir auch nur, weil ich inzwischen jemand kennengelernt hatte, der in der Krankenhausverwaltung mitzuentcheiden hatte.

Stur sein und sich nicht verblüffen lassen

Ich habe gelernt, dass man aus den unmöglichsten Situationen etwas herauschlagen kann – wenn man nur stur ist und sich nicht verblüffen lässt. Obwohl unsere »Armenklinik« eigentlich nur aus Verpackungsmaterial bestand, kein elektrisches Licht und kein fließendes Wasser hatte, betrieb ich Medizin und nicht Kurpfuscherei. Mit Laboruntersuchungen und

Röntgenaufnahmen. Ich war sogar in Kontakt mit Fachkliniken. Das Verbandsmaterial war aus Betttüchern gerissen und zu Binden aufgewickelt. Und bald bekamen wir dann auch aus Deutschland Medikamentenspenden, vornehmlich Antibiotika, Cortison, Vitamine, Leberpräparate, und auch Infusionslösungen für die jämmerlich dünnen Babys.

Aus Bambusstäben und zusammengebauten Säcken bauten wir vor dem Dispensary ein »Sonnendach« auf. Die Patientenzahl stieg bereits im Jahr 1962 auf über 900. Die Praxis hatte immer noch eine Größe von 8 m auf 8 m. In einer Ecke wurden die Medikamente ausgegeben. In einer zweiten Ecke hat Abdul Rehman sein Labor aufgebaut. In der dritten Ecke wurden die Verstümmelungen und Kontrakturen, zu denen eine vernachlässigte Lepra führt, mit Wachsbad, Massage und Übungen behandelt. Die vierte Ecke schließlich diente als Konsultationsraum.

Der große Regen

1961 kam der große Monsunregen. Generationenlang hatte es keinen solchen Regen in Karachi gegeben. In fünf Jahren nicht einen Tropfen. Höchstens einen Schauer zwischendurch, und das nur alle Jahre. In diesem Jahr erlebten wir plötzlich eine richtige Regenzeit. Es regnete so heftig, dass wir sogar in dem Haus, in dem ich wohnte, mit allen verfügbaren Besen bewaffnet das Wasser aus den Wohnräumen herauszuhalten versuchten. Es fließt einfach in breiten Strömen wie ein Wasserfall vom Flachdach die Treppe hinunter und überflutet alles. Aber in unserer Leprakolonie: da stand an einigen Stellen das Wasser hüfthoch – und welch ein Wasser. Vermischt mit all den aufgelösten Abfällen und den Abwässern der Stadt. Die Kanalisation ist in keiner Weise auf Regen eingestellt. An solchen Tagen wird sie einfach überflutet. Wir

haben in unserem Praxisraum schon auf den Tischen sitzend gearbeitet, oder knietief in der jauchigen Brühe stehend – zum Glück hatten wir seit Kurzem Gummistiefel. Vorher hatten wir es barfuß getan. So ist die Infektionsgefahr geringer. Die Kranken marschierten mit ihren eiternden Wunden den ganzen Tag durch diesen stinkenden See. Als ich hinkam, packte man mich auf ein altes, klappriges Fahrrad, und dann schoben sie mich, einer vorn und einer hinten, durch die schlammgefüllten Wege bis ins Dispensary – ich hätte meine Kleider bis über Kniehöhe hochraffen müssen. Das kann man in einem so konservativen muslimischen Land nicht tun. Vorher hatte ich allerdings noch ein paar Hüttenbesuche zu machen. Da mir das Rad doch ein bisschen riskant schien, stellten sie einen Hocker in einen der klapprigen Holzkarren, in denen sie die verkrüppelten Leprakranken zum Betteln fahren. Sie schoben mich unter großem Hallo durch die Kolonie. Damals ging seit acht Monaten schon der Streit um einen Krankenhausbauplatz. Und die Kranken lebten immer noch in den Abwässern der Stadt.

Ich lasse so etwas immer nur so weit an mich herankommen, genauer: Ich versuche es, dass es mich genügend aufbringt, um mich trotz aller Widerstände und Enttäuschungen stur an dem Plan festhalten zu lassen. Sonst denke ich möglichst wenig darüber nach, was mir nicht allzu schwerfällt, da ich praktisch den ganzen Tag ohne Pause beschäftigt bin.

Versuch, übers Wasser zu gehen

Leicht war es damals nicht. Hätte mir früher jemand gesagt, ich würde im Monat bis zu 2500 Patienten betreuen, ohne Krankenkasse im Rücken, ich hätte ihn ausgelacht. Zwölf Stunden täglich waren wir in den Behandlungsräumen und hatten doch das Gefühl, dass die Hälfte der Arbeit unerledigt

blieb. Im Dezember 1962 hatten sich die monatlichen Konsultationen mithilfe medizinischer Hilfskräfte bereits auf 4500 erhöht.

Manche Arztkollegen fragten mich, wieso ich gerade die dreckigste und schwierigste Aufgabe in Karachi angenommen hatte. Ich war nie eine Frau für große Projekte. Ursprünglich dachte ich an »geistigere« Dinge als an diesen Kampf gegen die nackte Not, gegen Hunger, Schmutz, Ratten, Fliegen, gegen Opium, Schmuggel und Mädchenhandel. Irgendwie liegt aber in diesem offenen Angriff gegen die schreiendste Ungerechtigkeit auch etwas sehr Geistiges. Eine fast rauschhafte Freiheit, völlig unabhängig von Erfolg oder Misserfolg. Diese Freiheit liegt in der Entscheidung, dass man sich hinstellen kann und sagen: Ich sehe nicht mehr länger zu. Als mir das Elend wie eine Welle entgegen schlug – und die Welle wurde höher, als ich anfang, das erste Urdu zu verstehen und zu begreifen, was hier vorging –, da hatte ich gedacht: Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Entweder du fährst heim auf dem kürzesten Wege. Oder du steigst aus dem Boot aus und versuchst, übers Wasser zu gehen, und fängst einfach an. Ich kam mir reichlich verrückt vor damals. Heute weiß ich, dass es die einzig logische Antwort auf dieses Elend war. Und dass es der Ansatz für die Antwort auf die Frage ist, die mich nach dem Krieg umgetrieben hat: ob der Mensch wirklich aus der Sinnlosigkeit eines über ihn verhängten Schicksals nicht ausbrechen könnte.

Wenn Wunder geschehen

Das Wunder, mit dem keiner zu rechnen gewagt hatte, ist wirklich geschehen. Wir bekamen 1962 ein kleines, modernes Krankenhaus im Herzen der Stadt. Wir erhielten in der Folge neue Mitarbeiter, die Anerkennung als Ausbildungsinstitut,

Operationstheater, Stationen, Fachärzte, drei fliegende Ambulanzen in den Außenbezirken von Karachi, 2400 eingetragene Patienten und neun neu eröffnete Außenstationen, vom Himalaja bis zur indischen Grenze. Das alles bereits 1966.

Vier Jahre vorher war das alles noch ein wilder Traum gewesen. Als ich in der Bretterhütte operierte, auf dem Erdboden kniend, neben mir ein Patient, der mit dem Bambuswedel die Fliegen aus dem Operationsfeld verjagte. Als ich dachte, es käme nie wieder, dass ich in einem weißen Kittel Visite machen würde. Mit einem Kollegen einen Fall diskutieren. Einen Wasserhahn aufdrehen, über einem Waschbecken mit Seife und Handtuch.

Es ist eine eigene Geschichte, wie wir in dieses zentral gelegene Krankenhaus kamen. Der Besitzer dieses Gebäudes hatte es dem Lepraprojekt gestiftet, und mit Mitteln aus Deutschland war er in harter Währung abgefunden worden. Ein Freund wies mich damals darauf hin, dass es nach pakistanischem Recht außerordentlich schwierig sei, jemanden aus einem Gebäude herauszuklagen, und sehr einfach, eine einstweilige Verfügung zu erwirken, dass jemand nicht einziehen kann. Die Nachbarn würden natürlich gegen ein Leprakrankenhaus protestieren. So weihten wir nur zwei unserer Patienten ein, luden eines Nachts unsere Kistenmöbel aus der Bretterhütte auf einen Eselskarren, karrten ihn ins Krankenhaus und bestellten für morgens um 8 Uhr drei Patienten. Damit waren wir vor dem Gesetz ein etabliertes Krankenhaus. Wir wagten anfangs nicht, Scheiben einzusetzen. Es landete wirklich alles, von Steinen bis zu faulen Eiern und Tomaten. Und es gab auch die Prozesse, bis in die dritte Instanz. Es gab internationale Gutachten. Der Räumungsbefehl war schon auf dem Tisch des Bürgermeisters. Der sah sich unser Haus dann selber an und ist seitdem einer unserer zuverlässigsten Freunde, bis heute.